

(Nachdruck verboten.)

## 4) Die schöne Andrea.

Erzählung von Karl Busse.

Andrea hörte dem Sägen zu. Sie stand nicht weit vom Fenster.

Puh, der Wald — das schwarze, lauernde Rätsel. Wann war er so glühend rot gewesen? War ein Wehen damals — — heute ein eisiger Wind. Und der Förster —

Nein, nein, nur nicht wieder dieselben schweren Steine mahlen! Reden, schwagen, singen, arbeiten! Gut, daß der Fremde da war!

„Ich kann's noch, Pani,“ rief er ihr entgegen, den Hobel wie zum Gruß geschwungen — „ritsch, ritisch, nichts verlernt sich, nichts vergißt sich. Das Böse nicht, psia krew, aber das Gute auch nicht.“

Und er schufstete weiter, als ging's ums ewige Leben.

Der Tisch war fertig. Als Markus Rabat am Abend gemerkt hatte, daß die beiden Frauen sich wieder ansahen, hatte er den Hobel hingelegt.

„Ich den!, Ihr seid müde. Wer aus Rand und Band gekommen, wie meines Vaters Sohn, vergißt die Stunde, wann die Ehrbaren die Augen zumachen. Wenn Ihr erlaubt — — ich habe in den Stall gesehen. Platz genug für zwei Esel, nicht nur für einen. Anton und ich sind verträglich.“

Wie die Arbeit ihn freundlicher gemacht hatte! Er sprach schon ganz anders als zuerst.

„Und morgen geht's weiter! Gute Nacht, — laßt nur, Pani, ich finde schon!“

Aber da mischte sich Andrea ein. Wer wie ein Mensch gearbeitet, meinte sie, solle auch so schlafen. Da wäre ja ein Bett noch. Zwar . . . Und die Mutter sah die Tochter an, die Tochter die Mutter. Es sei nicht jedermanns Sache. Es sei doch eben einer drin gestorben. Gewiß als guter Christ, aber — je nun, sie beide schliefen seitdem doch lieber zusammen im Nebenzimmer. Und wenn er Furcht habe — —

Da lachte der Riese. Furcht hatte er nicht. Und wenn es doch keiner benutzte, das Bett — — also, schönen Dank!

Witten in der Nacht erwachte Andrea. Sie sah ins Dunkel und setzte sich leise auf, daß ihre Mutter nicht gestört ward. Die Knie zog sie an sich heran. So bekommen war ihr. Und plötzlich hörte sie laut und regelmäßig atmen — aus dem Nebenzimmer drang das.

Sie erschrak so, daß ihre Brust zitterte und stürmte. Dann wußte sie wieder, daß es ja der Fremde war. Merkwürdig — wer hätte heute früh an ihn gedacht! Und nun schlief er, wo ihr Vater geschlafen. Sie jedoch saß hier in der stillen, schwarzen Nacht und horchte auf die Atemzüge.

Früh am Morgen, wenn es draußen noch finster war, mußte sie auf. Als sie sich wusch, hörte sie, daß es auch nebenan lebendig ward. Und als könne Markus Rabat die Zeit nicht erwarten, begann er bei einem mühsam brennenden Lichtstumpf zu arbeiten. Andrea war noch nicht lange mit den Milchfannen fort, als er sich vergnügt die Hände rieb. Der Tisch war fertig.

Das alte Weib staunte fortwährend. So gut hatte es der Thirige nicht gekonnt. Als wie ein Möbel aus der Stadt! Und gleich darauf stülpte sich der Riese den Tisch wie eine Mütze auf den Kopf und hielt ihn an einem Bein. „Es ist besser, Pani, ich bringe ihn selbst hin. Was war der Preis?“

Pfeifend ging er damit von dannen.

Erst nach einer Stunde kam er wieder. Es hatte ein hitzig Gefecht gegeben, ehe der zähe Bauer die Talerstücke rausrückte. Aber nun zählte Markus Rabat die harten dem Weiblein hin. Gefundenes Geld. — sie war außer sich vor Freude.

„Gott segne Euch und das Haus, wo Ihr eintretet, Pani! Ihr bringt Glück. Geld aber wollt Ihr nicht!“

Sie sann her und hin. Dann humpelte sie zum Spinde. „Wenn Ihr in seinem Bett schlafet, an seiner Hobelbank arbeitet, aus seinem Napfe eßt, könnt Ihr seine Kleider auch tragen. Sucht Euch aus — ich muß an den Herd. Und wenn sie zu kurz sind — besser zu kurz als gar nicht.“

Lange probierte der Tischler an. Ja, vieles war zu kurz. Aber hier lag ein breiter Saum um. Wenn man den auf-trennte . . .! Die Kälte quälte doch dann nicht so.

Als Andrea mittags zu Hause kam, prallte sie zurück: „Pan!“

Er lächelte verlegen. „Wenn Ihr erlaubt —!“

„Es war mir nur seltsam,“ sagte sie.

Und nachmittags sprach er vom Weitergehen. Aber die Alte schüttelte den Kopf. „Ruht noch einen Tag!“

„Ohne Arbeit — — nein, dann lieber wandern!“ Mit einem Male jedoch drehte er sich um, trommelte an die Scheiben und fragte so beiläufig: „Ihr kennt das Dorf. Meint Ihr, daß ein Tischler seine Arbeit hätte?“

„Wohl, wohl. Gerade jetzt, denke ich.“ Sie zählte nach, wie lange ihr Mann tot war. „Da hat sich manches auf-gesammelt. Ehe der Bauer in die Stadt geht und kauft, über-legt er lange. Geht herum — fragt!“

Markus Rabat trommelte noch immer.

„Und wenn, Pani — — wo kriegen ich eine Werkstätt?“

„Maria Joseph! Fragt und steht darin!“

„Aber ich kann doch nicht so hier bleiben . . . so . . . hört, Pani, wenn ich Arbeit habe, ich miete Euch die Werkstätt ab! Ihr könnt drin bleiben — natürlich. Nur daß ich hier wohnen und schaffen kann. Was meint Ihr: drei Taler den Monat . . . Lege ich noch sieben zu, gebt Ihr mir Essen. Euch und mir wäre geholfen!“

„Ist das Euer Ernst? Sieben und drei macht zehn — heilige Mutter Gottes, hilf!“

Und rasch raffte sie, mit glänzenden Augen, ein Tuch auf. „Was steht Ihr? Kommt! Glaubt Ihr, die Bauern bestellen, wenn keiner Euch kennt? Ich aber werde mitgehen!“

Von Haus zu Haus gingen sie, zuletzt aufs Dominium. Ueberall war ein wenig zu tun! Das Windwerk der Alten stand nicht still. Sie bat, beschwor, flehte.

Triumphierend kam sie mit ihm, der etwas bedenklich geworden war, zurück. „Se, was sagt Ihr nun, Söhnchen?“ Söhnchen nannte sie ihn aus Freude.

„Daß ich neugierig bin, wie lange die Arbeit schmecken wird. Und dann —“ Er blieb mitten auf der Straße stehen und stockte. „Was wird Eure Tochter dazu für ein Gesicht machen, Pani? Ich möchte sie nicht kränken durch mein Weiben.“

Aber die Alte lachte. „Wenn das Gesicht Euch nicht ge-fällt, seht nicht hin. Sie hat den Förster im Kopfe. Es ist kalt auf der Welt, und Jugend wärmt sich an Jugend. Er aber, der Julian Libelt, heiratet. Die Schulzentochter aus Las-lowice. Wie Gott will — Sinder sind wir alle.“

„So, so — der Förster.“ Nach einer Pause: „Redet allein mit ihr, Pani. Ich gehe so lange 'raus.“

Und wirklich verschwand er, während die Mutter der von der Nachmittagsfahrt zurückgekehrten Andrea auseinander-setzte, welche Vorteile man durch das Vermieten und die Ge-sellschaft hätte.

Ihre Gedanken waren ganz anderswo. Sie nickte nur. Sie hatte heute den Förster gesehen, aber er hatte den Kopf weggedreht und sich schleunigst in die Büsche geschlagen. Dei-selbe, der sonst gejubelt hatte, wenn er sie erblickte. Das Bild verließ sie nicht.

Draußen hatte Markus Rabat inzwischen krampfhaft laut gepfiffen. Jetzt winkte ihn die Alte herein.

„Nun, Pani Andrea, wie steht's?“

„Mutter erzählte mir. Ich denke, Pani, wir werden uns nichts zuleide tun.“

Das war so gleichgültig. Beinahe war der Tischler ent-täuscht. Er hatte wohl ein besseres Wort erwartet.

Aber in schweren Gedanken zog Andrea die Brauen zu-sammen. „Immer seltsamer wird die Welt. Gestern noch fuhr ich an Euch vorbei, und Ihr waret ein Fremder. Heute wohnt Ihr bei uns. Und was ganz nahe war noch vor kurzer Zeit, trifft sich wieder und ist sich fremd. Wer soll das alles erklären?“

Wochen vergingen. Reichlich fiel der Schnee, bald in feinen, wirbelnden Stäubchen, bald in schweren, weichen Flocken, die sich aufeinander legten. Schweren Dienst hatte

jetzt Andrea, schwerer noch Anton, der Esel. Denn ein Schlitten war nicht vorhanden; das Wägelchen mußte durch die Flockenschicht, in die es tiefe Spuren grub.

Oft brachte das Mädchen den Winter bis in die Stube mit. Weiße Sternchen lagen auf dem schwarzen Haar. Weiß war es draußen, soweit man durch das trübe Fenster, dessen Rahmen mit Moos verstopft war, sehen konnte. Ein schwarzer Fleck, zog manchmal eine Krähle gegen die ungeheure weiße Fläche. Der Wind, der einen zweiten Schneefall von den Bäumen trieb, hinderte ihren Flug, daß sie schräg gegen ihn steuern mußte und langsam nur vorwärts kam.

Es gab für alle drei Arbeit in Hülle und Fülle. Und für ein paar weitere Wochen noch war der neue Tischler mit Aufträgen versorgt. Das machte ihn vergnügt. Zwar, nach acht Arbeitstagen fühlte er sich unlufig, brummte und lief stundenlang durch die Wälder, aber Frost und Hunger trieben ihn heim. Er nahm die alte Beschäftigung wieder auf und sagte: „Der warme Ofen wird mein Freund. Ich glaube, das Wandern schmeckt nicht mehr.“

Abends saßen sie beisammen. Dann erzählte er von seinen Fahrten und Abenteuern. In großen Städten war er gewesen, wo hunderttausend Menschen wohnten. Er sprach davon oft, seit er gemerkt hatte, daß die beiden Frauen, die nicht weiter als bis zum nächsten Städtchen gekommen waren, ihm mit offenem Munde zuhörten. Wie groß da die Häuser seien; daß dort mächtige Wagen ohne Pferde durch die Straßen liefen; daß keiner den anderen kenne.

Mit scheuer Bewunderung hing die Alte an seinen Lippen. Auch Andrea bekam Ehrfurcht. „Ihr habt so viel gesehen,“ sprach sie. „So viel Wunder. Es muß Euch hier schlimm erscheinen im Dorfe.“

Er schüttelte den Kopf. „Pani Andrea“, erwiderte er, direkt zu ihr gewandt, „der Wunder in den großen Städten sind viel. Ich jedoch ging einst einen Weg und legte mich ins Korn schlafen. Es war noch jung und klein — gerade daß es mich verdeckte. Vier Wochen später kam ich denselben Weg und legte mich in dasselbe Korn. Da waren die Aehren so hoch über mir. Und ich dachte so allerlei, Gutes und Schlechtes, auch an die Wunder der Stadt. Aber mir kam so der Gedanke: siehe, nun sind die Aehren so hoch . . . gewachsen wie die Kinder . . . kein Mensch tut etwas dazu. Die Wunder in der Stadt — die quälen sich die Menschen heraus. Die Wunder im Dorfe tut Gott. Ich weiß nicht, ob Ihr mich versteht.“

Die Mutter fing an zu lachen. „Seltsam sind die Menschen, Ihr jedoch unter ihnen am meisten. Das Korn wächst. Warum sollte es nicht wachsen? Wo ist das Wunder da?“

Er wurde rot. „Wenn man so wandert, immer allein, immer Wald, Feld, Wiese — da denkt man dann so dumm. Andere aber lachen.“

Andrea hatte lange geschwiegen. Da sah sie seinen gleichsam hilfseuchenden Blick. „Ein Wunder ist es wohl,“ sprach sie, „wenn man es tief bedenkt. Doch es muß einer da sein, der mit dem Finger darauf zeigt.“

Sie behielt weiter keine Erinnerung an diesen Abend. Nur wenn es der Zufall einmal wollte, dachte sie: „Dumm ist der Tischler nicht.“ Und es geschah, daß sie ihn manchmal fragte.

Zimmer geringer war unterdessen der Holzvorrat geworden, den der selige Van Falk im Herbst gesammelt und eingefahrt hatte. Wenn man nicht frieren wollte, mußte man an die Arbeit.

„Ich gehe schon,“ meinte Markus Rabat leicht hin und rückte sich. „Wer stark ist, braucht kein Pferd zum Ziehen. Nur bin ich nicht so bekannt . . .“

„Andrea wird Euch führen,“ erwiderte die Alte.

So zog denn der Tischler die Karre aus der Holzkammer. Born hingen noch die Gurte daran zum Ziehen. Die schöne Andrea warf auch ein Beil dazu. Die Stange zum Abbrechen der Zweige war an sicherer Stelle im Walde versteckt. Nur den eisernen Haken zum Aufsetzen nahm sie mit.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

K. Schiller in seiner Häuslichkeit. Schillers äußeres Leben, die Zufälligkeiten seiner alltäglichen Gewohnheiten und Neigungen, sind wenig mit dem Wilde seines Wesens verknüpft. Wir sind gewohnt, uns Schiller als den idealen Geist vorzustellen, der in Aether-

regionen überirdischer Begeisterung schwebte, der den Bedürfnissen des Leibes, den Dingen des Haushaltens und des Wirtschaftens unendlich fern stand, unter dessen Füßen im weichen Schemel die Welt des Realen und Praktischen lag. Doch schon die Veröffentlichung seiner Geschäftsbriefe, die Goebede herausgab, belehrte eines anderen und zeigte, wie gewandt und vorsorglich Schiller seinen Vorteil wahrzunehmen wußte, und ebenso ist auch in seinem ganzen Leben eine gewisse Aufmerksamkeit den ihn umgebenden Dingen, den leiblichen Genüssen gegenüber, zu verspüren, deren Kenntnis dem ziemlich blaffen und unirdischen Idealbilde, das man allgemein von Schiller hat, erst Lebenswärme und eine gewisse farbige Sinnlichkeit verleiht. Darum ist es besonders dankenswert, daß in der Hochflut der Schiller-Literatur, die sein hundertster Todestag heraufbeschwört, auch dieses wichtige Moment, das uns den menschlichen Schiller nahebringt, berücksichtigt wird. In einem Buche „Schiller. Intimes aus seinem Leben“ von Ernst Müller, sind die auf seine Arbeitsweise, seine Nahrung, seine Kleidung, seine Wohnung bezüglichen Stellen übersichtlich zusammengestellt. Auch hier fällt das planvolle, energische und eigenwillig gewaltige Formen der eigenen Natur auf, das Schillers Persönlichkeit ihren heroischen Zug verleiht.

Schiller war selbst um seine Möbelstücke und Sachen recht besorgt und schrieb noch im August 1804 an seine Frau: „Die Kinderstube ist jetzt recht komfortabel, und auch das Schlafzimmer daran. Zu dem harten Sofa lasse ich aus Niederbayerland, die ich noch vorrätig hatte, eine neue gute Matratze machen, zwei eichene Kommoden und zwei neue eichene Tische hineinsetzen, die anderen schlecht konditionierten Tische von Buchenholz werden neu furniert und gebeizt. Ein recht schönes Nachttischchen von Mahagoni steht schon für Dich bereit und auch noch ein kleines Leetschischen mit einem lackierten Blech. Die Sofa- und Stuhlklappen aus den guten Zimmern lasse ich waschen, wie auch die Vorhänge aus diesen vorderen Stuben, die ich nun für mich nehmen werde.“ Vor allem aber durch gewisse eigenwillige und besondere Einzelheiten sucht er sich eine ganz künstliche Stimmung hervorzurufen und den Eindruck des Unwirklichen und Besonderen herbeizubringen. So hatte er in seinem Zimmer farmoisirte Vorhänge angebracht, die ihm im Sterbensstunde der Nacht ein heimliches glühendes Leben vorzauberten und deren gesteigerte tiefe und volle Färbung seine Phantasie belebte. Es war ja überhaupt sein Leben so eingerichtet, daß die Nacht die eigentliche Zeit seines Schaffens und seines wahren Lebens war. Bis in den Nachmittag hinein schlief er, dann ging er wohl einmal spazieren oder schrieb Briefe. „Die Abende“, so erzählte sein Sohn Karl, „brachten wir, wenn nicht Freunde zugegen waren, auf des Vaters Arbeitszimmer zu, während er aß; da er selten zu Mittag wegen des späten Aufstehens aß, verband er das Mittag- und Abendessen gewöhnlich.“ Dafür sah der Dichter dann bis über die Mitternacht hinaus an seinem Schreibtisch; später zwangen ihn seine krampfhaften Anfälle, die bei Tage häufiger auftraten, die nächtlichen Ruhepausen noch häufiger zu Hilfe zu nehmen. Doch lag ihm die Vorliebe für das Nachtarbeiten tief im Blute, wie jene Mannheimer Gesichtsbeurteilung, da er die Fensterläden zuschloß, Kerzen anzündete und sich so zu seinem Dichten eine künstliche Nacht herrichtete. Eine solche künstliche Stimulanz waren auch die faulen Äpfel, deren süßlicher Geruch ihn erregte und seine Fähigkeiten steigerte. Auf Goethe, dessen Arbeitsweise ja in allem der Schillers entgegengesetzt war, wirkte die Luft von Schillers Arbeitszimmer wie Gift und brachte ihn einer Ohnmacht nahe. Auch von Tabakspfeife und Schnupftabaksdose trennte sich Schiller beim Arbeiten nicht, überhaupt war er ein starker Raucher und Schnupper, und wir haben uns den Dichter des „Tell“ mit einem steten Schnupftabaksfled unter der Nase vorzustellen. Zur Erzeugung dichterischer Stimmungen diente ihm völlige Einsamkeit, wie er sie in seinem Jenaer Gartenhaus, im Ebersburger Schloß oder in Tiefurt fand; auch leise Musik im Nebenzimmer, die seine Visionen mit Klängen und Rhythmen belebte. Jene welche spirituellen trank er nie bei seiner Arbeit. Aber sonst war er kein Feind eines guten Glases Wein, und seine Bestellungen bei dem Weinhändler Papf in Jena, sowie die Eintragungen seiner nicht unbedeutenden Weinvorräte in seinem Kalender sind noch erhalten. Nach einer Haushaltsnotiz von 1802 brauchte er jährlich für Zucker, Kaffee und Tee ca. 60 Taler, für Wein dagegen ca. 160 Taler. Auch in seiner Kleidung war er einer gewissen Eleganz und Gewähltheit nicht abgeneigt; in der Uniform als Regimentschirurg sah er freilich höchst unglücklich und komisch aus, auch später noch zwang die Not seines Lebens ihn manchmal zu schlechter Kleidung, wie er denn in Dresden stets in einem dürftigen grauen Rock ging. Doch weisen seine Kalenderaufzeichnungen später immerhin einen kleinen Luxus auf. So schätzte er selbst den Wert seiner Kleider auf 75 Taler. An Hosen hatte er: 3 schwarze, 1 Paar schwarze Tuchhosen, 2 Paar mandelsteine, 1 Paar grüne, 5 Paar Nanjing, 2 Paar schwarze Zeughosen und 1 Paar lederne Hosen, dann besaß er 20 Westen, 10 Röde, unter denen auch ein Schlafrock und ein Fuder-mantel nicht fehlten, 3 Hüte, 3 Mützen und einen Chapeaubas-Hut; für seine Hände hatte er 1 Muff und 4 Paar Handschuhe. An Wäsche zeichnete seine Schwägerin Karoline auf: „2 Paar weißseidene und 5 Paar bunteseidene Strümpfe, 33 bunte und 14 weiße Schnupftücher, 37 Hemden, 3 ganze und 4 halbe Halsstücher, 8 gewöhnliche und 8 steife Halsbinden.“

e. s. „Werkring“. Unter diesem Namen ist eine Vereinigung von Architekten, Malern und Bildhauern zusammengetreten. Ihr gehören August Endell, Grenander, Lederer, Röhning,

**Stichling, Stöbing u. a. an.** Der Zweck ist, eine Verbindung zwischen Künstlern und Publikum herzustellen, um so die mannigfaltigen Bestrebungen der modernen dekorativen Kunst in geregelte Bahnen zu leiten. Zu diesem Zweck sollen Vorträge gehalten werden. Und zwar von den Künstlern selbst, die über Richtung und Art ihrer Arbeiten Zeugnis ablegen werden. So hielt Endell, der Architekt des Holzgogentheaters, im Architektenhaus einen klaren und interessanten Vortrag, der frei war von aller Phrasie. Es lag etwas wie Stimmung über der Versammlung, etwas Zwanglos-Künstlerisches. Einiges Wichtige sei aus dem Vortrag herausgehoben.

Vereinigung für Haus- und Wohnungskunst nennt sich der neue Verein im Untertitel. Mit Absicht wurden große Worte, wie „dekorative Kunst“, „Hauskunst“ usw. vermieden. Es kommt nicht auf das Bauen und Arbeiten an — was Sache des Künstlers ist — sondern auf die Bequemlichkeit des Bewohners, auf das Hausen und Wohnen. Daher Haus- und Wohnungskunst.

1897 wurde in München der neue Stil in Szene gesetzt. Es waren nur zwei kleine Zimmer, die die Künstler fertig gebracht hatten, und die Presse, die sie um eine Notiz ersuchten, wies sie verächtlich zurück. 14 Tage darauf, nach Eröffnung, stürmten sie den Künstlern das Haus, kamen in die dürftigen Ateliers, Zeitschriften wurden gegründet, Bücher über den neuen Stil geschrieben, jeder gründete dies Problem. Und wir selbst, so führt Endell aus, mußten gar nichts davon und hatten nur unsere beiden kleinen Zimmerchen!

Was unsere Zeit von früheren Zeiten unterscheidet, das ist der Großbetrieb. Dieser richtet sich gegen die Kunst. Aber nur im Anfang. Der Fabrikant sieht natürlich auf Verdienst. Der Musterzeichner liefert was und wie es verlangt wird. Die ganze Arbeit wird zerstückelt und zerteilt. Es fehlt die Liebe, die früher aus den kleinsten Dingen sprach, da ein Einzelner das ganze Stück fertigte und daher immer das Ganze über sah. Es muß also wieder jemand hier eintreten, der das Ganze über sieht, der neue Anregungen gibt, der die Bedürfnisse des Publikums kennt und diese zweckentsprechend gestaltet. Das ist naturgemäß der Künstler, der unabhängig arbeitet, der nicht in den Betrieb fest eintritt. Er, der sich fortwährend mit der Welt der Formen beschäftigt, ist kompetent für die Lösung dieser Fragen.

Endell kam dann auf die Akademie zu sprechen, die Pflanzstätte der Unfähigkeit, die zum Diebstahl verleitet. All diese teuren Werke über Architektur und Kunstgewerbe dienen nur dazu, dem Unfähigen Material zu verschaffen, dessen er sich bedient. Er leitet herum an den Gesimisen alter, berühmter Bauten, um mit dem Zentimetermaß das Vorbild zu übertragen. Gerade wer die alten Zeiten kennt, hat viel zu viel Ehrfurcht vor ihren Werken, ihrer Kunst. Wir leben heute in einer so wesentlich anderen Zeit, daß wir einfach gezwungen sind, unsere eigenen Wege zu wandeln. Mag unsere Kunst albern, kindisch sein, aber sie muß unser eigen sein. Jede Zeit hat ihre Kunst, in der sie sich ausdrückt.

Wir haben keinen Stil — so wird uns überall entgegengehalten —, unsere Zeit kann keinen haben. Das gilt es erst zu beweisen. Wenn wir die alten Stile ansehen, ihr Wachsen erstreckt sich über Jahrhunderte. Freilich, in Kunstgeschichten werden sie als fertig behandelt und auf ein paar Seiten abgemacht. Wie soll uns schon unsere Zeit als fertig erscheinen? Wir haben nur zu arbeiten. Das Urteil fällt die Nachwelt. Gerade das historische Betrachten der lebendigen Gegenwart trübt alle Gegenwartsfreude. Es gilt, Arbeiten zu schaffen, denen man die Freude am Werk, am Schaffen ansieht, Werke, die uns entsprechen.

Es soll also gewissermaßen eine Zentrale geschaffen werden, die die von Kunsthändlern ausgebeuteten Moden in vernünftige Bahnen lenken will. Wie schlimm diese modische Ausbeutung schon um sich greift, weiß jeder, der nur einigermaßen einen Blick hier hinein tat.

Dennoch konnte man sich einer misstrauischen Erwägung nicht verschließen, als der Vortragende nun zu einer Besichtigung der ausgestellten Arbeiten einlud. Was nott, das ist das zielbewusste, einheitliche Durchgefahrene. Was man aber sah, das waren eben Arbeiten einer Reihe von Künstlern, die sich vielleicht zusammengetan hatten, um besser operieren zu können. Es gilt, das Einfache, Notwendige zu suchen. An allerlei mehr oder minder geschmackvollen, mehr oder minder kostbaren Arbeiten haben wir genug. Die Laune und die Willkür feiert hier ihre Orgien. Dagegen einen Damm aufzurichten, wäre ein Verdienst. Vielleicht kommt das in den späteren Ausstellungen zum Ausdruck. —

ka. Einen interessanten Beitrag zur Beurteilung des „Verbrechers“ liefert das instruktive Buch des Genossen A. G. Grant „Internationaler Obstbau und der Weltmarkt“ (Verlag von Fr. Meyer-Gübel, Preis 2 M.). In der Kapitolonie hat die Regierung Obstfarmen angelegt, die in ihrer Art ganz einzig dastehen. Sie werden nämlich ausschließlich durch Leute bewirtschaftet, welche die heutige Gesellschaft „Verbrecher“ nennt. Ein wohlgeschulter, erfahrener Obergärtner führt die Oberaufsicht bei der Arbeit in diesen Etablissements. Die „Verbrecher“ werden von dem Bredwater-Zuchthaus in Kapstadt nach den einzelnen Farmen abgeschickt. Es sind das alles solche Leute, die zu längeren Freiheitsstrafen verurteilt wurden. Aber bloß solche „Verbrecher“, die sich während eines Teiles ihres Zuchthauslebens „ordentlich“ betragen haben und deren Strafzeit im Ablassen begriffen ist, werden nach solchen Straffarmen verschickt, da die Gelegenheit zum Ausreifen hier viel größer und günstiger ist,

als in der Hauptstation. Zum größten Teile gehören diese „Verbrecher“ der Regerrasse an, hin und wieder aber sieht man auch einen Weißen darunter. Ein höherer Gefängnisbeamter, der von verschiedenen Polizisten unterföhrt wird, führt die Oberaufsicht über die Gefangenen. Diese Polizeibeamten sind meistens Leute, die in ihrer Heimat den „besseren“ Kreisen angehören und im „goldenen Afrika“ wirtschaftlichen Schiffbruch erlitten. In der Regel bekleiden diese Leute solchen Posten nur so lange, bis sie Land und Leute kennen gelernt und auf solche Weise festen Fuß gefaßt haben. Merkwürdig ist es nun, welche großes Interesse diese „Verbrecher“, welche die Bourgeoisblätter und böse Zungen gelegentlich ihrer Beurteilung als lichtscheues, arbeitscheues, faules Gesindel bezeichnen, an ihrer Arbeit nehmen. Zurzeit z. B., als die Reblaus epidemisch auftrat, arbeiteten sie mit solcher Hingebung, sie befolgten die erteilten Instruktionen mit solcher Genauigkeit, daß es in der Tat nur ihrer aufopfernden Arbeit zu verdanken war, wenn dieser Pflanzenschädling ausgerottet wurde, ehe er größeres Unheil anrichten konnte. Zur Anerkennung kürzte die Regierung zahlreichen Verbrechern ihre Strafzeit; aber merkwürdigerweise fand diese Belohnung keine Gegenliebe bei den „Begnabigten“. Sie waren mit der humanen Behandlung und mit der abwechslungsreichen, eine gewisse Intelligenz erfordernden Arbeit auf den Obstfarmen so zufrieden, daß sie lieber hier bleiben wollten und sich fürchteten, in die „goldene Freiheit“ des öffentlichen bürgerlichen Lebens zurückzulehren. Sie wußten, daß sie harte Arbeit und entbehrende Behandlung zu erwarten hatten, wenn sie ihre Arbeitskraft als „freie Männer“ in der privatkapitalistischen Wirtschaft an irgend einen Unternehmer verkaufen u. u. Sie baten deshalb, daß man ihnen erlauben möchte, die Zeit abzusitzen. Die Arbeitszeit ist dort sehr einfach; man arbeitet, so lange die Sonne scheint. Das ist im Sommer 14, im Winter 11 Stunden. Dabei ist die Arbeit leichter, als wenn die „Verbrecher“ als „freie“ Männer ihre Arbeitskraft an irgend einen Fruchtfarmer verkauft hätten. Niemand treibt diese Leute in irgend welcher Weise, und keiner kommandiert, daß so und so viel in einem Tage geschafft werden muß. Alles was man verlangt, ist gute, d. h. zweckmäßige Arbeit; deshalb arbeitet jeder dieser „Verbrecher“ mit Liebe und Hingebung. Außerdem ist auch die Belohnung dieser Leute weit besser, als sie Tausende von Arbeitern in der goldenen Freiheit der wirtschaftlichen Unterdrückung sich leisten können. Nur einmal brachte die Belohnungsweise Unzufriedenheit unter den Leuten zum Durchbruch. Auf der Tokai-Farm weigerten sich die „Verbrecher“ nämlich, mehr denn zweimal wöchentlich Fisch zu essen, und legten gemeinsam die Arbeit nieder. Wohl wurden die Anführer dieser „Revolte“ dadurch bestraft, daß man sie wieder ins Zuchthaus in Kapstadt brachte, und die anderen nahmen die Arbeit wieder auf, aber andererseits beschämten diese „Verbrecher“ durch ihren Mannesmut und ihr Selbstbewußtsein all die ungezählten Tausende von Obst- und sonstigen Gärtnergehülfen, die in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft nur zu oft unter den entwürdigendsten Sklavenverhältnissen dahingervegetieren, ohne auch nur ein einziges Mal den Versuch zu machen, ihre Fesseln abzuschütteln, frei zu arbeiten, frei zu denken, frei zu leben. In der Tat geschieht es nur selten, daß ein Verbrecher von den Regierungs-Obstfarmen austritt.

So beweisen diese Verbrecher-Obstplantagen, daß keiner von Natur aus zu schlecht ist, als Mensch zu leben, im Gegenteil, unter veränderten und verbesserten wirtschaftlichen Verhältnissen alle, die da Menschenantzig tragen, ganz gleich welcher Farbe, nützliche Mitglieder der Gesellschaft sein könnten.

**Kulturgegeschichtliches.**

a. Sabbathordnungen. Die Obrigkeit fühlte sich früher noch weit mehr wie heutzutage berufen, in das bürgerliche Leben mit Verordnungen und Vorschriften einzugreifen und die Bevölkerung auf Schritt und Tritt zu bevormunden. Ganz besonders interessierte sich die Hochwohlthöbliche für das Seelenheil der Bewohner und suchte sie zwangsweise zum Besuch des Gottesdienstes anzuhalten. In Dortmund zum Beispiel mußten noch 1765 die Prediger alle diejenigen, welche den Gottesdienst und das Abendmahl versäumten, dem Räte zur Verstrafung anzeigen, worauf der Rat dann unter Umständen mit Gefängnis gegen die gemeldeten Sündlimmel vorging. Vor allen Dingen erregte es den Zorn des Rates und der Pfaffen, daß die Bürger Sonntags „Auslaufen“, d. h. viel lieber vor dem Tore spazieren gehen, als die muffige Kirchenluft atmen wollten. Daher verordnete er 1784 ergrimmt: „Inmassen dann auch keiner, der am Sonntag seinen Privatgeschäften mit Versäumung des Gottesdienstes nachgehen will, ausgelassen (d. h. zur Stadt hinaus) werden soll, er habe denn zuvorberst derochhalb Pro-mission und Erlaubnis erlangt. Wie denn auch allemahl unter dem sonn- und feiertäglichen Hauptpredigten und Gottesdienst von 8 bis 10 Uhren die Stadt Thore versperrt gehalten, am Sonntag Nachmittag aber dieselben des reisenden Mannes halber zwaren nicht versperrt, jedoch unter der Nachmittagspredigt keiner von Einheimischen, ohne spezial Erlaubnis, ausgelassen werden solle.“ So mußten denn die Bürger Dortmunds des Sonntags in der Stadt wie in einem Käfige sitzen, bloß weil die frische Luft das Muddertum störte. Natürlich durfte auch niemand während des Vor- oder Nachmittags-Gottesdienstes in die Kneipe laufen. Wirt und Gäste werden beim Erwischen mit 2 Goldgulden für jeden Fall bestraft. Mit 2 Goldgulden

sollte ebenfalls beglückt werden, wer sein Vieh Sonntags auf die Weide treiben lassen wollte. Dieses Edikt wurde 1747 wiederholt und dahin verhängt, daß für den ganzen Sonntag und Feiertag auch das „ärgerliche Bierfiedeln oder Geigen“, wie auch die Teilnahme an Vogel- und Scheibenschießen bei zwei Goldgulden Strafe für Birt und Gast verboten sei. 1769 unterjagte der Rat auch noch jedes Kegels-, Karten- und Würfelspiel, sowie „jede unnütze Zusammenkunft, wobei nur leere Geschwätze vorfallen, jede Gesellschaft zum Zeitvertreib“ — und befahl jedem Bürger, abends um 9 Uhr zu Hause zu sein.

Sogar vom sonntäglichen Essen und Trinken wollten die Muder nichts wissen. Daher verbietet der Rat in einer Feiertagsordnung: „Nachdem auch zum Sächten die Mittags-Gästereyen am Sonntage ein großes Wüde der Entheiligung des Sabbaths sind und sehr ärgerlich stehet, da der meiste Teil der Bürgerchaft der Predigt und Gottesdienst beivohnt, daß dahingegen andere unter solcher Zeit ihren Wollüsten und Ueppigkeiten, oder wohl gar dem Fressen und Sauffen indulgiren und nachhängen sollten; So sollen auch abermals alle solche Sonntägliche Mittags-Gästereyen und Behammenkünften, unter was Praetext dies auch vorgekommen werden könnten, insonderheit die Sonntags-Kindtauffs Gästereyen allerdings hiemit abgekehrt und verboten seyn also da denen zuwider gelebet würde, eine jede Person, so der Gästerey behwohnt, einen Goldgulden, der Gastgeber aber für jede Person, die er geladen, gleichfalls einen Goldgulden zur Straff geben sollen.“

Trotz aller dieser Maßregeln wurden die Leute in Dortmund nicht frömmen, im Gegenteil! Selbst in der Kirche prügelten sie sich. Im Jahre 1759 erläßt der Rat ein Verbot gegen die zu Brechten, einem zu Dortmund gehörigen Dorfe, eingerissene Gewohnheit, daß sich dort bei Hochzeiten gleich nach beendigter Copulation die Begleiter und Gäste in der Kirche zu rausen, schlagen oder tödlich zu verwunden pflegen, bei angedrohter Strafe von 30 Goldgulden, für den Urheber die doppelte Summe.

### Aus dem Tierleben.

t. Die Wintererier der Neblaus. Es ist ganz begreiflich, daß der Kampf gegen die Neblaus mit möglichst großer Schärfe fortgeführt wird und daß man sich nicht leicht dazu entschließt, einen eingewachsenen, wenn auch schon teilweise zerstörten Weinberg umzugraben und neu anzupflanzen, selbst wenn die gegen das Insekt gefeierten amerikanischen Neben ein gutes Fortkommen versprechen. Die Besorgnis, die Quantität auf Kosten der Qualität zu erlauben, ist in der Regel zu groß. In manchen wärmeren Gegenden setzt man die Weinstöcke während des Winters unter Wasser, um die gefürchteten Läuse an den Wurzeln zu ersiden, in anderen Gegenden sucht man sie mit Dämpfen von Schwefelkohlenstoff oder durch die Wirkung anderer insektentötender Mittel zu vergiften, oder man nimmt auch zu sandigem Boden seine Zuflucht, wo die Neblaus sich nicht gut entwickeln kann. Aus den Wintererieren kommen zunächst flügellose Individuen zum Vorschein, die sich durch die sogenannte Parthenogenese (jungfräuliche Zeugung), das heißt ohne Mitwirkung des männlichen Geschlechts vermehren, und zwar derart, daß von einem Individuum schließlich zwischen 1 und 30 Millionen Nebläuse ausgehen können. Anfangs richten die Insekten ihren Angriff gegen die Blätter, wo sie Gallen erzeugen, in denen die Eier zusammengehäuft sind. Die meisten Läuse steigen jedoch in den Boden hinab und stechen dort die Wurzeln an, was zur Entstehung von Knoten und Knollen Anlaß gibt, an denen der Weinstock schließlich zugrunde geht. Eine große Zahl jener mannlosen Weibchen stirbt gleich nach der Ablage der Eier, andere überwintern in den Nissen der Wurzeln, nachdem sie sich mehrfach gehäutet haben. Danach erwecken sie Flügel, kriechen wieder an die Oberfläche und werden nun besonders gefährlich, indem sie durch ihr Flugvermögen die Seuche weiter verbreiten. Die Eier der geflügelten Neblaus, die auf der Innenseite der Blätter abgesetzt werden, geben nun zwei Geschlechter, die dem Weinstock weiter keinen Schaden tun, aber die Wintererier erzeugen, von denen die Schilderung der Entwicklung des Insekts ausging. Jedes Weibchen legt am Ende des Herbstes ein Ei unter die Rinde in die Spalten des mindestens zweijährigen Holzes. Die Zerstörung dieser Wintererier ist nun äußerst wichtig. Geschieht sie mit einiger Vollständigkeit, so können zwar die anderen durch jungfräuliche Zeugung entstandenen Generationen die Seuche einige Jahre lang fortpflanzen, aber doch eben nur für eine beschränkte Zeit. Für die Vernichtung der Wintererier hat schon vor geraumer Zeit Valbiani vorgeschlagen, die Ableger 5—10 Minuten lang mit Wasser von 50 Grad zu behandeln. Dies Verfahren ist ziemlich heikel und man wird ihm ein anderes vorziehen, das darin besteht, die Ableger 5 Minuten lang in eine 1 prozentige Vitriollösung zu tauchen und dann entweder in einer halbpromzentigen Lösung von schwefelkohlenstoffsaurem Kali oder einer 1 prozentigen Lösung von Kupfervitriol zu waschen. Neuer und weniger bekannt ist ein drittes Rezept: man löst 60 Teile von rohem Naphthalin in 20 Teilen schwerem Steinkohlensäure auf und gießt das ganze in eine lockende Mischung von 120 Teilen ungelöschtem Kalk und etwas Wasser. Man streicht dann die Masse mit einem Pinsel auf die Stöcke und das Rebholz auf, indem man zuweilen, wenn die Masse sich verdickt, etwas Wasser nachgießt. Nach der Formel können etwa 400 Teile Wasser

in der Mischung enthalten sein. Am besten wird dies Verfahren im Februar oder März angewandt, da die Wintererier dann am Ende ihrer Brutzeit stehen. Besonders wird noch auf die Anwendung von Lysol gegen die Wintererier aufmerksam gemacht. Die Stecklinge werden vor dem Einsetzen in die Erde in eine 1 prozentige Lösung dieses Mittels getaucht, außerdem bestäubt man die Weinstöcke im Vorfrühling mit einer 4 prozentigen Lösung. Nach verschiedenen in französischen Weinbergen angestellten Versuchen gelangt es im Verlauf von fünf Jahren, die ursprünglichen Pflanzen durch die fortgesetzte Lysolbehandlung von der Neblaus zu retten. —

### Humoristisches.

— Nach der Trauung. Junger Chemann: „Du, der Huber, der mit uns zugleich auf dem Standesamt war, kriegst von deiner Frau 4000 Mark mit.“

Frau: „Woher weißt Du das, Ihr habt doch gar nicht miteinander gesprochen?“

Chemann: „Nein, aber er hat's mir mit den Fingern gezeigt.“ —

— Feiner Unterschied. Erster Gourmet: „Haben Sie schon einmal bei Kommerzienrat Meher diniert?“ —

Zweiter Gourmet: „Nein, aber ich war schon zum Diner dort.“ —

— O tempora! „Na, was seh' ich, Herr Bierhuber, san Sie aber fromm geworden, den Rosenkranz neben dem Maßkrug?!“

„Was fällt Eana ei: mei Biermertel hob i verlegt, und da zähl i halt am Rosenkranz ab, wü fill Maß i trunken hab!“ —

(„Lustige Blätter.“)

### Notizen.

— Hermann Stehrs neues Schauspiel „Meta Connegen“ geht Ende des Monats im Neuen Theater zum erstenmal in Szene. —

— „Pharaos Tochter“, ein dreiaktiges Lustspiel von Rudolf Presser und Hans v. Wenzel, hat am Hoftheater zu Hannover Erfolg gehabt. —

— Hermann Bahrs „Pantomime vom braven Mann“ scheint im Hoftheater zu Altenburg nicht viel Beifall gefunden zu haben. —

— „Die Paule Mare“, ein Schauspiel von Konrad Linde — unter diesem Namen schreibt Subernanns Frau — wurde bei der Erstaufführung im Prager Deutschen Theater abgelehnt. —

— Die Deutsche Gesellschaft für volkstümliche Naturkunde zählt gegenwärtig 1100 Mitglieder. —

c. Eine numismatische Kuriosität. Hundert Tetradrachmen und einen Bronzeprägestoß, wie er im dritten Jahrhundert v. Chr. zum Prägen von Münzen in Athen gebraucht wurde, hat das Medaillenmuseum in Athen von einem italienischen Antiquar aus Kairo erhalten. Der Direktor des Museums, Sboronos, meint, daß der Prägestoß von einem Griechen gestohlen und in Aegypten zur Prägung von Tetradrachmen aus falschem Metall gebraucht wurde. Da die Tetradrachmen einen Wert von etwa 3,25 M. hatten, konnte er auf diese Weise viel Geld verdienen. In Griechenland stand auf Fälschmünzerei Todesstrafe, aber trotzdem scheint falsches Geld nicht selten gewesen zu sein. Von diesen alten griechischen Prägestoßen sind nur sehr wenige auf uns gekommen; es scheint, daß sie zerbrochen wurden, nachdem sie zur Prägung einer Serie Münzen benutzt waren. Die nach Athen gelangten Tetradrachmen zeigen alle den Stempel, mit dem die ägyptischen Bankiers alle durch ihre Hände gehenden Silbermünzen bezeichneter. —

— Die Verwendung von Rhinoceroshaut. Die Haut des im Londoner Zoologischen Garten eingegangenen Rhinoceroses „Jim“ wiegt über 200 Kilogramm; sie mißt bis zum Halfe, der Länge des Tieres nach 2,30 Meter und hat eine Breite von 2,80 Meter. — Die Hamburger Firma, welche diese Haut erwarb und für technische Zwecke zurecht, teilt der „Technischen Rundschau“ mit, daß dieses edle, fast unverwundliche Material nur in beschränktem Maße zu beschaffen ist. Jeder Teil der Haut findet seine Verwendung je nach Wachstum, Stärke und Elastizität, zu geräuschlosen Führungen bei Aufzügen (Personen und Waren), Klammern, namentlich für wertvolle Stempel, weil diese durch den Schlag nicht leiden oder sich abnutzen, zu Weischen, Stöcken, Knöpfen und vielen anderen Sachen, bei denen es auf geringere Abnutzung, lange Haltbarkeit, größte Festigkeit und Milderung des Geräusches ankommt. Auch in Kollenninen ist solche Haut ein gesuchter Artikel, um unten den Förderkorb aufzufangen. Eisen ist hier zu hart, Gummi löst sich durch das Fett und Schmieröl, Holz ist nicht widerstandsfähig genug, Sand wird mit hochgenommen und verurteilt zuviel Schmutz, nichts kommt gerade hier dem Rhinocerosleder gleich. —